

PARAGUAYS GESTOHLENE REVOLUTION

SIE SCHAUEN in den Spiegel und es ist der Diktator, der aus ihnen glotzt. Aus ihren eigenen Augen. Und nicht nur den Augen. Der General ist ihre zweite Haut, ist ihr Hirn, ihr Fühlen, ihr Sinn. Es sind seine Worte, die sie sprechen, die ihnen sagen, was sie zu essen, zu denken, zu hassen haben. Und sie sind es auch, durch die er handelt, durch die er Willkür, Trauer und Wohltaten verteilt. Fast 35 Jahre hat es gedauert, bis er - General Alfredo Stroessner in Paraguay - entmachtet und vertrieben war. Am 03.02.1989 ist aus dem „supremo“, dem Allmächtigen, über Nacht ein harmloser Alter geworden.

Nicht dass der Diktator stürzte, weil ihm die paraguayischen Massen und/oder die oppositionellen Eliten zuletzt groß zugesetzt hätten. Nein, zu viele Umsturzversuche waren schon gescheitert, bis nach Jahrzehnten der Stroessner-Herrschaft die Hoffnung auf ein baldiges biologisches Ende des Caudillos überwog. Umso überraschender kam sein gewaltsames Ende, herbeigepusht von General Andrés Rodríguez, der eigentlich dem Alten nahestand, auch familiär, als Brautvater von Stroessners Sohn Hugo Alfredo.

Die Verhältnisse in Paraguay wurden also doch mit Gewalt geändert. „Nur“ einige Dutzend Opfer oder vielleicht doch erheblich mehr - ihre genaue Anzahl wurde nie publik - waren dabei zu beklagen, die meisten von ihnen „soldaditos“, sechzehn-, siebzehnjährige Burschen aus dem Inland, braune, sehnige, wortkarge Menschenkinder, hastig in ungewohnte, ungebundene Stiefel gesteckt, mit Lastwagen herangekarrte Wehrpflichtige, die bisher in der Estancia, auf der Baustelle oder beim Schlagen und Herausschaffen edler Urwaldhölzer für irgendeinen Offizier „dienten“, um ihre Verpflegung abzuarbeiten.

BEFREITE SCHÖNHEIT

Was war das für eine Revolution, für die die Bevölkerung ihre Zuschauerplätze nicht verlassen musste? Dass es so kam, war gewollt: Der Putsch und somit die Zukunft musste denen gehören, die ihn betrieben hatten. Und natürlich waren damit nicht die „soldaditos“ gemeint, sondern der General und den Seinen. Dem Rest blieb dafür oder dagegen zu sein, vor allem wegen der hier weithin noch verinnerlichten

indianischen Tradition der Ein- und Unterordnung des einzelnen unter den „tekoaruvixa“, den Häuptling. Dieser Häuptling informiert sich und agiert legitimerweise mittels seiner Leute, den „tembiguais“, die in seinem Auftrag als Auge, Ohr, Hand, Fuß und wie sie sich alle nennen mögen, spähen, horchen, handeln, Distanzen überwinden. Stroessner als gelehrigem Nachfolger der Diktatoren vor ihm war es gelungen, dieses System der gesellschaftlichen Zusammenarbeit seines größeren Zusammenhangs zu berauben.

Ursprünglich herrschte freier Wettbewerb um die Macht. Ausgewählt wurde der Beste, dem man so lange folgte, wie er es verstand, die weltlichen und göttlichen Prinzipien und Bedürfnisse für alle in Einklang zu bringen. Fundamentale Uneinigkeiten, die immer aufkommen konnten, wurden grundsätzlich nicht mit Gewalt gelöst, sondern durch Abspaltung und Bildung einer neuen Gruppe, die sich unter neuer Führung auf die „Suche nach dem Land ohne Übel“ machte.

So war das bei den paraguayischen Ureinwohnern, die sich unterordneten, um gemeinsam ihr Schicksal zu meistern. Später ist aus dem Chef etwas Besseres geworden, seit die traditionellen Strukturen und Lebensformen keinen Platz mehr haben und sich die bedingungslose Unterwerfung unter den Führer als alternativlos geriert. Schon der Gedanke auf Abweichung ist da unaussprechbar geworden und wird vorsorglich gestisch, mit einem angedeuteten Schnitt durch die Gurgel, abgestraft: Lebensgefahr. Kein Platz für schöne Träume.

„Den Freunden den Honig, den Feinden die Galle“, so hieß es bis dahin. Unter Rodríguez konnte scheinbar doch einiges anders werden: kein Kopf rollte, als ein Journalist ihn bei einer Pressekonferenz im Mai 89 fragte, wie er angesichts seines auch nicht so rosigen Solds als General zu seinem immensen Vermögen gekommen wäre. „Gute Frage, junger Freund, lautete die sanfte Antwort; Sie müssen wissen, dass ich mir recht früh schon das Rauchen abgewöhnt habe.“ Solche Zynismen zu verbreiten, sind die hohe Schule der Macht. Zeigen sie doch, wie einer ungestraft lügen darf ... dennoch: Wer immer sich in Paraguay nach dem Dauerspuk Stroessners befreien wollte, hat es getan. Einfach für sich, auf je eigene Art. Und irgendwie sind die Menschen dabei schöner geworden.

Die Schönheit als revolutionäre Begleiterscheinung ist ein Bild, das die Realität im Vergleich Vorher-Nachher malt. Nicht von äußerlicher Schönheit ist da die Rede. Und

auch von keiner, die automatisch erblüht, weil der Diktator das Spiegelbild seiner Opfer freigegeben hat. Nein, die Verantwortung der Sprachrohre und Handlanger, ihre über die Jahre implantierten Defekte an Geist und Seele lösen sich nicht auf wie der böse Traum nach dem Erwachen. Das verinnerlichte Gift wabert weiter durch die infizierten Personen und gebiert neue Monster aus den zurückgebliebenen Schatten und Fetzen des Vertriebenen. Eine solche Kontaminierung ist kein Schnupfen, unangenehm, aber vorübergehend, sondern ein Krebsgeschwür. Hat es sich festgesetzt, wütet es anlasslos weiter. Es streut und baut an seinem Imperium.

Besonders schwierig war die innere Befreiung für eine Gruppe von Menschen, von denen man eigentlich das Gegenteil erwartet. Gemeint sind all die Oppositionellen, denen der Emporkömmling Rodríguez in seiner verlogenen Uniform zuvorgekommen war. Sein Putsch hat der Opposition die Revolution gestohlen.

„Es klingt pervers“, meinte Carmen de Lara Castro, die unermüdliche Kämpferin für die Menschenrechte im Lande, „aber mit dem Ende Stoessners ist uns der Rohstoff abhanden gekommen, der den Sinn unseres bisherigen Lebens, unseres Handelns, unseres sozialen Prestiges ausgemacht hatte. Anstatt zu jubilieren, grämen wir uns.“

Die Aneignung einer von wem auch immer gestohlenen Revolution findet im Prozess des Übergangs statt. Die Opposition in Paraguay war zu Recht frustriert, aber nicht obsolet geworden. Und schließlich hat sie ihre Formen gefunden, etwa in der „concertación“, einer Art versuchtem Zusammenspiel, bei dem den neuen Machthabern Schritt für Schritt Verbesserungen, zum Beispiel bei den Wählerregistern abgetrotzt wurden. Ein mühsamer, mit Rückschlägen und Fallen gepflasterter Weg, auf dem es Geduld und Rückhalt braucht.

MACHTHABER UND NOBODYS

„Polizeimaßnahme beendet“. Diese Überschrift vom 7. Mai 1989 betraf an die einhundert Polizisten, niedere Dienstgrade alle, die am Vortag - in zivil, in ihrer Freizeit - demonstrierten. Sie zogen zur Plaza Juan de Salazar, dem Platz, in der Hauptstadt Asunción, den im Norden das Parlament begrenzt, im Süden das Polizeihauptquartier, hinter dem wiederum „Investigaciones“ liegt, die damals beileibe noch nicht abgerüstete Folterkammer des Regimes. Von dort kommen wir, da wollen wir hin, zeigte diese Platzwahl symbolisch. Die Polizisten hofften auf ein starkes

Parlament und darauf, dass der Geist des Aufbruchs auch in den eigenen Reihen Einzug hielte; für die Polizeiführung offenbar bedrohlich genug, um vor ihrem Quartier einen Trupp Uniformierter zu postieren. Bezeichnenderweise nicht vor dem Parlament.

Was die Demonstranten wollten war mehr als mehr Geld. Sie baten um Verständnis, erklärten, wie es in einem Flugblatt hieß: „... auch wir standen in den Reihen der Unterdrückten, sind zur Repression gegen die Bevölkerung, die ihre legitimen Rechte durchsetzen wollte gezwungen gewesen.“ Die schlechte Bezahlung halte die Polizei korrupt, „... im gleichen Stil, wie es unter der vergangenen Regierung üblich war ... Wir wollen dagegen der rechte Arm des Gesetzes werden, vertrauenswürdige Wächter für die Rechte der Gesellschaft.“

Der Ton auf dem Platz war leise, unterbrochen von mühsam zurückgedrängten und mehr noch von vergossenen, verschämten oder ungehemmten Männertränen über das begangene Leid. Nach all dem Trennenden der Vergangenheit war es jetzt das Verbindende, das ansteckte und die alten Teufel in den Körpern bedrängte. Hier standen sie, Beladene und zugleich Niemande, Machtlose, Schuldige, die gemeinsam, und gerade auch mit den Opfern reden wollten über das, was war und wie es werden könnte. „Dummes Geschwätz“ meinte der Polizeichef dazu, „Aktionen nützlicher Idioten“ der Innenminister, beides Figuren aus dem alten Regime, die gekommen waren, um von Gemeinsamkeit zu schwadronieren, in Wahrheit, um Ordnung zu schaffen: „Lassen Sie uns“ sprach gediegen der Minister „in Harmonie zwischen allen rechtschaffenen Paraguayern Lösungen finden, anstatt uns wie nützliche Idioten zu benehmen. Gebrauchen Sie ihren Grips, vertrauen Sie denen, die die Erfahrung haben.“ „Nützliche Idioten - antwortete ein gewisser Unterkommissar Sánchez - sind wir für die vergangene Regierung gewesen, und genau das wollen wir nicht mehr sein.“

Am Ende des Tages, obwohl sie ausharren wollten, zogen die Demonstranten ab. Sie verließen den Platz ohne Zusagen; dennoch strahlten sie wie Sieger. Und das waren sie auch, diese Kämpfer für die Wahrheit, Sucher nach Versöhnung, Arbeiter an der Zukunft, und insbesondere: diese Nobodys, für deren damaligen Mut sie noch Jahrzehnte später uneingeschränkte Wertschätzung verdienen. Anerkennung geziemt den Demonstranten der ersten Stunde und ebenso den wenigen Uniformierten aus den Reihen der Bewacher des Polizeihauptquartiers, die an

diesem 6. Mai noch die Seiten wechselten. Was gab es da für innere Kämpfe, Blicke, mit denen Wankende ihre Sympathie für die Sache in einer fernen Leere versteckten und die sie dann doch sachte in Kontakt mit dem Gewimmel gegenüber brachten. Ihre Körpersprachen blieben größtenteils verborgen unter dem Khaki der Uniformen. Offen hingegen die Mimik: Grimassen wie ein Schrei, lautlos bebende Lippen und Bitterkeit, mit der einer vielleicht an seine Uniform denkt, die ihn an das alles hier fesselt, und für die er sich auch noch verschulden musste, denn ja: Sie ist selbst bezahlt, die Uniform, die Stiefel, alles bezahlt „der Uniformierte“ selbst. Kann es sich anderswo ja wiederholen. Nur dazu, zum Stehlen, machst du den Job, wie jeder andere auch ... wer nicht will, geht, geht nicht, geht ... wenn das so einfach wäre.

Irgendwann ist nicht mehr klar, ob die Gedanken, die toben, selbst gedacht sind oder herüberfliegen. Plötzlich ist einer Überläufer. Ein winziger Schritt bringt die Entscheidung. Das andere Bein, ob es will oder nicht, muss mit. Die stummen Schreie derer, die bleiben, wo man sie hingestellt hat - jetzt zielen sie auf seinen Rücken. Der Getroffene fühlt es wie Schüsse, verrückte Schüsse, die nicht stoppen, sondern verjagen, vielleicht auch beneiden.

Kein einsamer Weg stand dem Überläufer bevor. Ein anfeuernder Willkommensjubiläum war die Woge, auf der er hinüberglied. Und drüben dann fiel er in Körper, Wärme, Arme, die ihn umfingen und seine Sorgen nahmen oder zumindest mit dem Gefühl stillten, neu eingebunden zu sein, aufgehoben in einem Reich, das es vielleicht nie geben wird. Aber es ist schön.

Rainer Willert, Lettre International 122, 2018
(rainerwillert47@gmail.com)